



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Bachelor-Arbeit

Der Hund in seiner Funktion als Medium in der sozialpädagogischen Arbeit mit Jugendlichen

vorgelegt von

Katharina Stemmler

Studiengang Soziale Arbeit

Sommersemester 2012

Erstprüfer: Herr Prof. Dr. Werner Freigang

Zweitprüfer: Herr Prof. Dr. Joachim Burmeister

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Hund.....	2
3. Leben mit dem Hund	4
3.1 Leben mit dem Hund.....	4
3.2 Beziehung zwischen Klient und Hund.....	5
3.2.1 Das Tier und sein Einfluss auf die Pädagogik	6
3.2.2 Tier als Gefährte und Freund	7
4. Bindung	8
4.1 Bindungstheorien	8
4.2 Bindungsmuster	11
4.3 Bindungsstörungen	13
5. Kommunikation/Interaktion	15
5.1 menschliche Kommunikation/Verhaltensmuster	15
5.2 Mensch-Hund-Kommunikation.....	16
5.3 Beziehung- Bindung- Kommunikation- Therapie.....	18
6. Der „Therapiehund“	19
6.1 Geschichte der Entwicklung der tiergestützten Pädagogik - Schwerpunkt Hund	19
6.2 Definition tiergestützte Pädagogik und tiergestützte Therapie	23
6.2.1 Voraussetzungen für den Hund.....	25
6.2.2 Voraussetzung für den Besitzer.....	25
6.3 Gesundheitliche und hygienische Voraussetzungen für Hunde, Besitzer und Jugendliche.....	26
7. Einsatz des Therapiehund-Team bei Jugendlichen.....	29
7.1 Klare „Spielregeln“	29
7.2 Einsatzmöglichkeiten, Beispiel eines Angebotes	33
7.3 Fallbeispiel.....	34
7.4 Dynamik der Verhaltensmuster bzgl. des „Zusammenspiels“	36
8. Reflexion.....	38
9. Quellenangabe	40

1. Einleitung

Oft begegnen wir als Sozialarbeiter in unserer Arbeit Kindern und Jugendlichen, welche aus sozialschwachen Familien kommen, evtl. mit Migrationshintergrund, und/oder erziehungsschwachen und hilfebedürftigen Eltern, die oft mit der Erziehung überfordert sind, nicht mit den „Verhaltensauffälligkeiten“ zurecht kommen oder gar selbst psychische Probleme mit sich tragen.

Die Folge sind überwiegend Hilfemaßnahmen in unterschiedlichsten Variationen. Nicht allzu selten hat ein Jugendlicher, der die Hilfe einer betreuten Einrichtung wahrnimmt/nehmen muss, eine Vielzahl „sich binden wollender Personen“ vor sich gehabt, ob es nun bestimmte Betreuer oder Therapeuten waren. Fakt ist, dass sie zu oft ständig wechselnde Bindungs- und Bezugspersonen hatten, welche ihnen nicht den nötigen Halt gaben, ihnen den Weg wiesen, Grenzen setzten, sie bedingungslos akzeptierten und bei Schwierigkeiten da waren.

Es fällt vielen schwer, sich auf „Hilfe“ einzulassen, weil ihnen jegliche Sicherheit verloren ging, - wo zu noch aufmachen, wenn es eh keinen wirklich interessiert, bin eh bald in `ner anderen Einrichtung, andere Betreuer, Therapeuten, wieder das Selbe von vorn -. Irgendwann sind die Jugendlichen gesättigt, verschließen sich und sind für keinen wirklich zugänglich. Sie haben vielleicht jegliche Achtung verloren, vor allem vor sich selbst, zweifeln an ihrem Selbstbewusstsein, haben jegliches Verantwortungsgefühl verloren oder sogar nie vermittelt bekommen und/oder die Sozialkompetenzen sind beeinträchtigt.

Ich möchte mit dieser Arbeit aufzeigen, welche Wirkung das Medium Hund in der pädagogischen Arbeit auf Psyche, Selbstkompetenzen, Sozialkompetenzen und Leistungskompetenzen der Klienten, insbesondere Jugendliche hat.

Demzufolge möchte ich im ersten Kapitel auf die Geschichte der Hund-Mensch-Beziehung eingehen und im Anschluss genauer auf das Leben mit dem Hund. Dieses möchte ich mit der Bindungstheorie unterlegen und auf die Kommunikation von Menschen und Hunden sowie auf die Interaktion zwischen ihnen eingehen. Des Weiteren werde ich begründen, warum gerade der Hund ein geeignetes Medium für den Bindungs- und Beziehungsaufbau ist.

Im weiterführenden Kapitel gehe ich auf den „Therapiehund“ an sich ein. Dort werde ich die Voraussetzungen für Hund, Besitzer und Hygiene bzw. Gesundheit benennen.

Im Weiteren werde ich die Methodik vertiefen und auf den Einsatz des Therapiehund-Teams bei Jugendlichen den Focus legen. Zu dem gehören klare „Spielregeln“, bei denen die Jugendlichen über das Wesen des Hundes unterrichtet werden, über Kommandoregeln, Tierschutz sowie Belastbarkeit von Mensch und Hund. Folgend skizziere ich einen Ablaufplan, in dem ich Vorgehensweise, feste Zeiten sowie festgelegte Aktionen, beschreibe.

Abschließend an die Methodik beschreibe ich die Dynamik der Verhaltensmuster von den Jugendlichen. Dann folgt eine Reflexion.

Zur besseren Lesbarkeit, verzichte ich auf die Ausführung der unterschiedlichen Geschlechter.

2. Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Hund

„...stets hat das Tier den Menschen herausgefordert, nach sich selbst zu fragen und über das Tier und in Distanz zu ihm eigene Identität auszubilden.“¹

Die Domestikation des Hundes fand schon vor mindestens 15.000 Jahren statt, in der Altsteinzeit, der Jäger- und Sammlerkultur. Seit neuesten Erkenntnissen liegt der Ursprung des Hundes 100.000 Jahre zurück.² Demzufolge besitzen Mensch und Hund eine gemeinsame Evolution. Zu Beginn der Geschichte vom Menschen, war dieser mit dem Tier so eng Verbunden, dass sich sein Selbstbewusstsein noch nicht völlig von ihm trennte. In der früheren Jägerkultur konnte der Mensch stets auch ein Tier sein sowie umgekehrt Tiere als Erscheinungsform lebender Menschen galten³.

¹ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 17

² Vgl. Porthmann 2005, S. 3

³ Vgl. Teutsch 1975, S. 1ff

In der Zeit der assyrisch-babylonischen Kultur und Religion im alten Orient wurde die Göttin „Gula“, in der Gestalt eines Hundes, als die Göttin der Heilung verehrt⁴.

Der Hund gilt bis heute als das gemeinschaftsfähigste Tier, jedoch scheint es immer noch unklar, was der wichtigste Grund der Domestikation war - Nutzen (Wächter, Hirte, Jagdhelfer, Nahrungsmittel, Abfallvertilger) oder - seine Gefährtenschaft, die immer wieder als gleichermaßen belebend und beruhigend erfahren wurde und wird⁵.

Dann wiederum kristallisierten sich verschiedene Stufen menschlicher Identität heraus. Beispielhafterweise an Religionen gebunden, wie im Buddhismus oder Hinduismus. Dort entstanden ethische Normen, die den Umgang mit Tieren im Allgemeinen, und auch mit Hunden ausdrücklich regelten.

Während der Entstehung des Judentum und Christentum differenzierte sich der Mensch vom Tier. Da sich der Mensch nicht mehr als ein Teil der Natur fühlte, sondern die Annahme vertritt, dass der Gott nicht die Natur selbst ist, sondern diese erschuf. Somit zerfiel die archaische Verbundenheit zwischen Mensch und Tier. Religionen, die daran festhielten, galten als rückständig.

Darauf folgte Wissenschaft und Technik, die den Mensch „Gott“ spielen ließ und den Anschein erweckte, die Natur zu beherrschen- also, wozu sich noch herab begeben auf niedrigere Lebensformen (so die Annahme der früheren westlichen Welt)⁶.

Später entwickelten sich bei den Menschen allmählich eine ökologischen Haltung und ein ökologisches Verständnis. Im 18. Jahrhundert wurden die Lebensbedingungen der Haustiere durch tierschutzähnliche Regelungen verbessert⁷. Es entstand die Einsicht der Verantwortung gegenüber der Natur sowie Pflege, Fürsorge und Erhalt unserer Umwelt. Zunächst aber nur aus purem Eigennutz, da der Mensch ohne die Natur, die ihn allgegenwärtig umgibt und gleichzeitig nährt, nicht überleben kann⁸.

⁴ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 12

⁵ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 20f

⁶ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 18ff

⁷ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 12f

⁸ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 19

Glücklicherweise entwickelte sich die Wissenschaft auch in zoologischer Sicht, Tierpsychologie, -verhaltensforschung, Hirnforschung, Biologie auch im Vergleich zum Menschen. Vorreiter der modernen Tierpsychologie ist der französische Humanist, Schriftsteller und Politiker der Renaissance, Michel de Montaigne. Er verfasste Gedanken über die, bis heute aktuelle, soziale Mensch-Tier-Beziehung sowie über die nonverbale Kommunikation, die ich in einem späteren Kapitel näher beschreibe.

Ende des 18. Jahrhunderts entstanden die ersten Tierschutzbewegungen. Jean Jacques Rousseau, Philosoph und französischer Revoluzzer, erkannte und beschrieb die Gemeinsamkeiten im Fühlen und der Leidensfähigkeit von Mensch und Tier. Immanuel Kant war ebenfalls ein Gegner von Tierquälerei, jedoch vermutete er, dass dieses den Umgang der Menschen untereinander negativ beeinflussen könne. Arthur Schopenhauer, Johan Wolfgang von Goethe, Alexander von Humboldt, Nietzsche und Wagner verdeutlichten die tierfreundlichen Sichtweisen des Hinduismus und Buddhismus und „brachten“ sie nach Europa.

Die psychologische Mensch-Tier-Beziehung ist seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ein eigener Bestandteil der wissenschaftlichen Forschung. Die Impulse kamen u. a. von den Veröffentlichungen Konrad Lorenz, z. B. „So kam der Mensch auf den Hund“⁹.

3. Leben mit dem Hund

3.1 Leben mit dem Hund

Die Du-Evidenz beschreibt, dass partnerschaftliche Beziehungen zwischen dem Menschen und höheren Tieren, wie z.B. dem Hund, möglich sind. Die Initiative geht wohl meist vom Menschen aus, jedoch ist es auch möglich, dass sich der Hund einen Menschen als Du-Genossen auswählt¹⁰.

⁹ URL 1: M.U.T.

¹⁰ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 22

Außerdem gibt der Mensch dem Hund einen Namen, er wird von den Artgenossen hervorgehoben, bekommt Individualität, der Mensch sieht im Hund eine Identität und keinen Gegenstand oder gar Wertlosigkeit. Der Hund wird einer menschlichen Person gleich gesetzt, meist wird er sogar zum Teil der Familie. Er ist Adressat von Ansprache und Zuwendung und der Mensch „räumt“ ihm Rechte und Bedürfnisse ein. Heutzutage wird dies mit Vermenschlichung gleichgesetzt. Dem Hund wird Respekt entgegengebracht¹¹.

Die Popularität um den Hund hat sich, wie in allen konsumbesetzten Bereichen ein schier grenzenloses Netzwerk an Angeboten hervorgebracht, welches sich ständig weiterentwickelt. So existieren z.B. Hundepensionen, Hundeschulen, Hundekochbücher, diverse Hundefuttersorten, Leckerlies, Spielzeug, Hundebetten, Zoohandlungen, etc.. Der Mensch will den gleichen Luxus für sein Tier, den er meint sich selbst zu zuschreiben, alles im Interesse des „lieben Vieh“. Zugleich stellt der Hund für den Menschen einen Ausgleich zum stressigen und meist hochtechnisierten Alltag dar¹². Der Hund führt den Menschen wieder zurück zur Natur, z.B. bei regelmäßigen Spaziergängen in Wald und Flur, der Kontaktaufnahme zu anderen Menschen, aber auch als Ersatz von Kindern und Partnern. Demzufolge wird dem Hund ein hoher Stellenwert eingeräumt und ähnliche, wenn obgleich, identische Emotionen für ihn wie für einen Menschen entwickelt.

3.2 Beziehung zwischen Klient und Hund

„Ein Tier kann dem Kind dabei helfen, die Aufgaben des Großwerdens zu meistern“¹³

Ein Hund ist für ein Kind wie ein Gefährte, er funktioniert als Identitätssymbol, als Tröster, als unbestechlicher und konsequenter „Erzieher“. Ebenso zeigen die Kinder, die mit Tieren aufwachsen, mehr Verantwortungsgefühl, Einfühlungskraft und Mitleid. Zudem haben Tiere positive Auswirkungen auf unsere Gesundheit. Allein die bloße

¹¹ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 22ff

¹² URL 1: M.U.T.

¹³ Levinson, zit. nach Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 68

Betrachtung wirkt blutdrucksenkend und stabilisierend auf Herz und Kreislauf¹⁴. Durch das Zusammenleben mit Tieren ist der Mensch im Alter lebendiger und offener für seine Umwelt, d.h. er ist im Vergleich zu seinen Altersgenossen heiterer, geselliger und zufriedener. Ein Tier gibt Anreiz zum Lächeln und Lachen, zur Bewegung und Spiel, unterstützt und fordert Unternehmungslust und Aktivität. Als Phänomen ist die Kontaktaufnahme von fremden Personen über das Medium Hund zu sehen. Dialoge werden geführt, zunächst über den Hund, dann weiterführend zu anderen Themen, Freundschaften können entstehen, sprich er lockert Situationen auf und nimmt Spannungen des Zwischenmenschlichen¹⁵.

3.2.1 Das Tier und sein Einfluss auf die Pädagogik

Denn Tiere:

- Regen die Phantasie und Erlebnisfähigkeit von Kindern an
- Erziehen zu Ordnung, (Selbst-) Disziplin und Pünktlichkeit
- Erziehen zu Fürsorglichkeit und Verantwortung
- Tragen zu einer reelleren Auffassung über das Tier an sich bei und diese ist nachhaltiger. Da Kinder ohne direkten Kontakt zu Hund, Katze oder Meerschwein mit dem Begriff `Tier´ Comic-Stars wie „Schweinchen Babe“ oder „Mickey Mouse“ assoziieren oder diese sonst nur aus Filmen und Fernsehsendungen kennen.
- Ein Tier bringt Großstadtkindern Natur ins Haus. Dazu gehört auch die Erfahrung des Todes. So schmerzlich es ist, so hoch muss dieses Erlebnis für eine normale Entwicklung des Kindes veranschlagt werden. Es begreift den Kreislauf von Geburt, Leben und Sterben. Es kann unter Anleitung seiner Eltern oder anderer Erzieher `Trauerarbeit´ erlernen.
- Früher Umgang mit Tieren sorgt für mehr Kenntnisse und mehr späteres Engagement im Tier- und Umweltschutz¹⁶

¹⁴ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 25ff

¹⁵ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 71f

¹⁶ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 73

3.2.2 Tier als Gefährte und Freund

- Stützt und stabilisiert den Entwicklungsprozess eines Kindes
- Gibt ihm Sicherheit und Geborgenheit
- „Das Tier dient als Mittler und Brücke zwischen dem Kind und seiner Welt“¹⁷
- Fördert die Kommunikation und aktiviert die Kommunikationsfähigkeit
- Regt zu Bewegung an
- Aktiviert die Sinne, wie Riechen, Fühlen, Hören, Sehen
- Wirkt unterstützend zur Ausbildung des Ich-Ideals¹⁸
- beruhigt und lenkt von Stressfaktoren ab
- Fördert die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung.
- Die Fähigkeiten zur Entwicklung von Freundschaften, sozialen Kompetenzen sowie Leistungskompetenzen, Leistungsmotivation, die Konzentration, Lernausdauer sowie die Fähigkeit, angemessener Bewältigung von Erfolg bzw. Misserfolg. Im Gesamten ist hier von einer Katalysatorenfunktion die Rede.
- Fördert die Teamfähigkeit und hilft bei Problemlösungen¹⁹
- Vermittelt seelische Ausgeglichenheit und Wohlbefinden²⁰
- Entlastende Wirkung, von der Erwachsenenwelt auf die Heranwachsenden ausgeübten Erwartungen, Ansprüchen, Geboten und Verboten
- Löst spontane Gefühlsäußerungen aus, wie Trauer und Freude
- Schult einen besserer Umgang mit Frustration und Angst²¹

Insbesondere in der Vorpubertät und Pubertät gewinnen Tiere, so auch der Hund einen Zuwachs an Bedeutung. Bei Mädchen zwischen 9-11 Jahren und bei Jungs zwischen 12 und 13 Jahren nimmt die Traumwelt mit Traumbildern einen neuen Einfluss an. Häufig ist ein Tier die Hauptperson. Zur zusätzlichen Unterstützung, in dieser Lebensphase, dient ein reales Tier. Übergehend zum Pubertätsalter befinden sich der Jugendliche in einer „Zwischenwelt“ des Erwachsenwerdens und noch Kind

¹⁷ Levinson, vgl. nach Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 76

¹⁸ Levinson, vgl. nach Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 77

¹⁹ Vgl. Greiffenbach/Buck-Werner 2011, S. 78

²⁰ Bergler/Hoff, vgl. nach Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 78

²¹ Vgl. Greiffenhagen, Buck-Werner 2011, S. 78

sein, eine Phase der „großen Rebellion“ gemischt mit viel Abhängigkeit und einer gewissen Hilflosigkeit den neuen Anforderungen und Erwartungen gegenüber²².

Tiere erleichtern den Kontakt zu anderen Kindern. Heranwachsende finden spontaner Zugang zu Tieren, als zu anderen Kindern. Dieses erklärt, warum Kinder, die beispielsweise einen Hund haben, leichter mit Gleichaltrigen in Kontakt treten, weil ihr Gefährte für eine erhöhte Attraktivität beiträgt²³. Den Hund kann man ungehemmter berühren, erleben und spüren. Er akzeptiert ein, wie man ist, urteilt nicht über Kleidung, Ansicht, Meinung, Schönheit und Herkunft. Für den Hund muss man keine bestimmte Rolle einnehmen.

Jedoch ist der Hund auch ein zu respektierendes Tier mit eigenem Wesen und Charakter, was seine Attraktivität um weiteres steigert, da dieses Tier mit einer ernstzunehmenden Persönlichkeit ausgestattet ist und somit dem Jugendlichen eigene Identifikationsmerkmale vermittelt.

Ebenso gehört die nonverbale Kommunikation zur Grundlage der erleichterten und positiven zugewandten Kontaktaufnahme²⁴, auf die ich in einem weiteren Kapitel näher eingehen werde.

4. Bindung

4.1 Bindungstheorien

Starke affektive Bindungen einzugehen, ist charakteristisch für Menschen. Sie bezeichnet eine Anziehungskraft zweier Individuen²⁵. Die Intensivität dieser Gefühle steht im Zusammenhang zur der sich entwickelnden Beziehung. Eine Quelle der

²² Vgl. Greiffenhagen, Buck-Werner 2011, S. 79

²³ Guttman 1983, vgl. nach Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 80

²⁴ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 80f

²⁵ Vgl. Bowlby 1980, S. 89

Freude und Sicherheit bieten stabile Beziehungen, jedoch (drohender) Verlust, Trennung, Ärger, Angst können Trauer und Depressionen auslösen²⁶.

Besonders deutlich, prägend und intensiv ist das Bindungsverhalten während der frühen Kindheit. Menschen brauchen ihr Leben lang eine gewisse Art von Zuwendung, Fürsorge, ein –Du-bist-wichtig-Gefühl-, welches uns in partnerschaftlichen Beziehungen begegnet, wie es auch die Du-Evidenz beschreibt. Um diese Nähe zu einem Anderen zu konzeptualisieren wurden die folgenden Merkmale der Bindungstheorie (von John Bowlby) herausgearbeitet.

1. Besonderheit (specificity): Meist nach einer klaren Präferenz ist das Bindungsverhalten auf ein oder wenige Individuen gerichtet.
2. Dauer (duration): Meist bestehen die Bindungen über einen lang anhaltenden Zeitraum. Je früher die Bindung stattfindet, umso intensiver ist diese, wobei während der Adoleszenz frühere Bindungen zwar beendet, aber durch neue ergänzt bzw. ersetzt werden können.
3. Emotionale Anteilnahme (engagement of emotions): Die Ausbildung, der Erhalt, die Unterbrechung und die Erneuerung werden von den intensivsten Emotionen begleitet. Mit „sich verlieben“ wird als die Ausbildung einer Bindung beschrieben und „jemanden lieben“ als die Aufrechterhaltung einer Bindung. Angst wird durch Verlust ausgelöst und Kummer durch tatsächlichen Verlust, zudem können beide Gefühle sich in Ärger ausdrücken. Als Quelle der Sicherheit wird der unbelastete Erhalt einer Bindung erfahren, als Quelle der Freude, die Erneuerung solcher. Diese Gefühle beschreiben widerspiegelnd gewöhnlich den Zustand der effektiven Bindung einer Person. Größtenteils sind diese Gefühle psychologisch und psychopathologisch derer, einer affektiven Bindung gleich.
4. Individuelle Entwicklung (ontogeny): Das Bindungsverhalten entwickelt sich hauptsächlich in den ersten neun Lebensmonaten eines Menschen gegenüber einer bevorzugten Person. Umso intensiver dieser soziale Kontakt ist, desto mehr intensiviert sich die Bindung, diese Person wird zur Hauptbindungsperson. Bis zur Vollendung des dritten Lebensjahres ist das

²⁶ Vgl. Bowlby 2003, S. 22

Bindungsverhalten stetig aktivierbar, im weiteren Leben klingt dies allmählich ab, jedoch verschwindet es nie ganz.

5. Lernen (learning): Durch die Entwicklung einer Bindung wird eine Unterscheidung vom Vertrauten und Fremden erlernt. Hingegen erfolgt eine gewisse Unterordnung der konventionellen Belohnung- und Strafreize der experimentellen Psychologie. Trotz wiederholter Bestrafung durch die Bindungsperson kann sich eine Bindung entwickeln.
6. Organisation (organization): Durch vorerst simpel strukturierte Antwortmuster wird Bindungsverhalten vermittelt. Zunehmend, bis zu Beginn des zweiten Lebensjahres, werden immer komplexere (sophisticated) Verhaltenssysteme vermittelt, diese werden kybernetisch organisiert sowie umfasst dieses die Vorstellungsmodelle (representational models) der Welt und des Selbst. Durch bestimmte Bedingungen werden diese Systeme aktiviert, z. B. durch Fremdheit, Hunger, Müdigkeit sowie alles Angstausslösendes, bzw. deaktiviert, durch die Wahrnehmung der Mutter oder einer anderen Bindungsperson, besonders in fröhlichen Interaktionen. Hierbei geht es um die Erkundung der Umwelt ohne das Bindungsverhältnis zu verlieren, trotz nicht direkten Kontakts zur Bindungsperson. Dieses Merkmal bezeichnet die Verselbstständigung der eigenen Person, die lernen soll, ihr Bindungsverhalten zu der Bindungsperson zu organisieren, das bedeutet, dass die Bindungsperson z. B. durch eine Berührung das stark erregte, aktivierte, Bindungsverhalten beendet oder darauf eingeht, weil das Kind sich an diese anschmiegt und Zuwendung braucht (cuddling).
7. Biologische Funktion (biological function): Dieses Bindungsverhalten ist bei nahezu sämtlichen Säugetieren zu entdecken, welches bei einigen Arten bis ins Erwachsenenleben bestehen bleibt und dieses Verhalten sich durch Überlebenswert kennzeichnet und Schutz bietet. Die Bindungsperson bietet eine Basis der Sicherheit²⁷.

In der Phase der Ausbildung des Bindungsverhaltens in der frühen Kindheit können die Interaktionen zwischen dem Heranwachsenden und der Bindungsperson stets individuell gestaltet sein. Diese individuellen Bindungserfahrungen bilden nach Bowlby eigene Arbeitsmodelle. Diese stabilisiert und repräsentiert sich in der Psyche

²⁷ Vgl. Bowlby 2003, S. 22ff

eines Menschen, in dem z. B. gewisse Erwartungen gegenüber menschlichen Beziehung einhergehen oder das richtige Interpretieren des Verhalten von Bindungspersonen und somit ihr Verhalten evtl. voraussehen können²⁸.

Weiterführende Erkenntnisse der Bindungstheorie zeigen bedeutsame Zusammenhänge zwischen sicherer Bindung und psychischer Stabilität bzw. unsicherer Bindung und psychopathologischen Störungen, wie z.B. emotionale Störungen des Jugendalters, Borderline-Persönlichkeitsstörungen, Angststörungen, Impulskontrollstörungen und Depressionen, auf²⁹.

Teilweise stehen die speziellen Muster des Bindungsverhaltens in Verbindung mit von früher erlebten Erfahrungen einer Bindungsperson, dem Geschlecht, Alter sowie aktuellen Umständen³⁰.

Die Bindungsforscherin, Kinder- und Jugendpsychotherapeutin sowie Psychoanalytikerin, Arietta Slade, formulierte folgende Zusammenfassung der Anschauungen von Bowlby.

Der Grund, sich an eine Bezugsperson zu binden, ist eine Präposition, die das Kind von Geburt an besitzt. Ebenso versucht das Kind sein Verhalten und Denken so zu organisieren, dass eine Aufrechterhaltung dieser Beziehung bestehen bleibt, die den Schlüssel seiner Physis und Psyche darstellt, selbst, wenn es zur Aufrechterhaltung dieser Beziehung eigene Funktionsstörungen „in Kauf“ nehmen muss. So geht es einher, dass das Kind eine irreelle Vorstellung im Fühlen und Denken ausprägt, wie z. B. das Bedürfnis nach Wohlbefinden, Sicherheit und emotionaler Beruhigung³¹.

4.2 Bindungsmuster

Nach Bowlby bestehen drei grundlegende Bindungsmuster, bezogen auf die ersten Lebensjahre im Zusammenhang mit der familiären Bindung.

²⁸ Vgl. Bowlby 2003, S. 62f

²⁹ Vgl. Bowlby 1980, S 94f

³⁰ Vgl. Bowlby 2003, S. 59

³¹ Slade, vgl. nach Weidenhammer 2011

Das erste Bindungsmuster ist die sichere Bindung, als Annahme, dieses gehöre zu einer gesunden Entwicklung³². Dieses wird auch als B-Bindung, sicher gebunden, beschrieben. Das Bindungsmuster der sicheren Bindung beschreibt, dass das Kind in seiner Bindungsfigur in jeglicher Situation sicheren Halt findet, da diese stets verfügbar, hilfreich und antwortbereit ist. Diese Gewissheit bildet die Basis für das Kind seine Welt zu entdecken, da diese ihn in seinem Verhalten ermutigt und befähigt mit Neuem umzugehen.

Die A-Bindung- unsicher vermeidend oder auch ängstlich-widerstrebend (resistent), erklärt das zweite Bindungsmuster. Hierbei ist sich das Kind seiner Sicherheit nicht bewusst. Es ist ihm nicht deutlich, ob er auf die Zuversicht und Hilfestellung seiner Bindungsperson dann zugreifen kann, wenn diese von ihm benötigt wird. Daher kann ein gewisses Klammern entstehen. Das Kind steht ständig unter Trennungsangst und fühlt sich in seiner Welterkundung sehr unsicher. Ausschlaggebend kann sein, dass die Bindungsfiguren nur bedingt verfügbar waren und/oder sind bzw. der Abbruch der Bindung durch eine längere Abwesenheit angedroht wurde.

Das dritte Bindungsmuster, C-Bindung, beschreibt die ängstlich-vermeidende Bindung oder auch unsicher-ambivalente Bindung genannt. In diesem verhält sich die Bindung nahezu gegensätzlich der zuerst genannten. Hierbei vertraut das Kind nicht auf die Zuversicht, Hilfestellung sowie Fürsorge der Bindungsperson, da ihm Ablehnung als Vertraute Konstante von klein auf an vermittelt wurde. Es musste scheinbar lernen, sich auch ohne Unterstützung und Liebe zu entwickeln. Das Kind wird höchstwahrscheinlich in seiner Entwicklung versuchen, die gleichen Handlungsmuster und Bindungserfahrungen zu erfüllen, die es als vertraute Erfahrung kennen gelernt hat. Daher rührt ein gewisser „Teufelskreis“, das dieses Kind mit seinem Verhalten im Laufe seines Lebens immer wieder auf Zurückweisungen oder sogar längerer Institutionalisierung und (seelischer) Misshandlungen stößt und/oder vom zwanghaft selbstgenügsamen Individuum bis hin zum andauernden Delinquenten sich entwickeln kann³³.

³² Vgl. Bowlby 2003, S. 63

³³ Vgl. Bowlby 2003, S. 64

Ein weiteres Bindungsmuster, die D-Bindung, definierte die amerikanische Psychologin Mary Main, als desorganisierte und desorientierte Kinder. Diese verhalten sich während einer Trennung sehr gestresst, weil sie sich im Ungewissen über die Rückkehr der Bindungsfigur befinden, so auch wie sie sich dieser, bei der Rückkehr, wieder nähern sollen. Unter anderen wird ein Gefühl von Angst bei dem Kind in dieser Situation ausgelöst³⁴.

Ich möchte kurz verdeutlichen, dass Mischtypen aus den drei letzteren Bindungsmustern, zu einer Hochrisikogruppe gehören, die Traumata mit sich ziehen, aber auch zwanghaftes Pflegeverhalten und Überangepasstheit sowie aggressives Drohverhalten und hilflose Verhaltensstrategien³⁵.

4.3 Bindungsstörungen

Bei einem Kind, im bindungsintensivsten Alter, das ca. zwei Monate von seiner Bindungsfigur getrennt ist, können sich leichte Störungen bilden. Sie können bei einer Wiederkehr dieser Bezugsperson jedoch wieder verschwinden und die Entwicklung dieser Bindung wird wieder hergestellt. Es kann aber auch der Fall eintreten, dass doch noch Relikte von Störungen im Laufe des Lebens kenntlich werden, z.B. eine erhöhte Depressionsanfälligkeit³⁶.

Erfolgen in der Entwicklung ein oder mehrere Beziehungsabbrüche, kann ein Kind eine gewisse Scheu vor dem generellen Eingehen einer Beziehung entwickeln oder es zeigt ein stark widersprüchliches Verhalten innerhalb einer intensiveren Beziehung zu jemand oder gar kein Bindungsverhalten.

Ebenso auffallend wie das fehlende Bindungsverhalten ist das „undifferenzierte Bindungsverhalten“, auch „soziale Promiskuität“ genannt. Dieses beschreibt eine völlige Distanzlosigkeit nicht nur gegenüber der Bindungsfigur, sondern auch zu anderen Personen. Das bindungsaktivierte Verhalten wird nicht in Vertraute oder

³⁴ URL 1: Main, vgl. nach Grossmann

³⁵ Vgl. Bowlby 1980, S. 165

³⁶ Vgl. Bowlby 2003, S. 58f/ vgl. Bowlby 1980, S. 99ff

Fremde differenziert. Die Kinder, die dieses Bindungsverhalten zeigen, zählen auch zu dem „Unfall-Risiko-Typ“, weil sie sich nie bei einer Bindungsperson absichern.

Eine weitere Störung ist das „übersteigerte Bindungsverhalten“, bei der dem Kind ohne Bindungsfigur jegliche Sicherheit fehlt, ähnlich dem unsicher-ambivalenten Bindungstyp.

Kinder mit einem „gehemmten Bindungsverhalten“ sind ihrer Bindungsperson sehr angepasst und zeigen erst bei der Abwesenheit dieser ihre Gefühle. Wenn zudem bei der Erziehung Gewalt ausgeübt oder angedroht wird, so verdeutlichen diese Kinder nur zurückhaltend ihre Wünsche und Bedürfnisse.

Kinder mit „aggressivem Bindungsverhalten“ zeigen sich in einer Beziehung zu anderen verbal und körperlich aggressiv, so wird ihr Wunsch nach Nähe ausgedrückt. Sobald eine echte Bindung zu jemand aufgebaut wurde, schwächen die Aggressionen zunehmend ab. Der Grund für diese Aggressionen findet sich oftmals schon innerhalb der Familie.

Ein weiteres Bindungsverhalten bezeichnet die „Rollenumkehr“, bei dem die Verantwortung und Fürsorge vom Kind gegenüber der Bindungsperson getragen und mit jeglichem Verlust der Bindungsfigur reell gerechnet wird, sei es durch Trennung oder Tod. Dadurch ist die eigene Welterkundung stark eingeschränkt.

In Extremfällen können Bindungsstörungen sich zu psychosomatische Störungen entwickeln, wie z. B. emotionale Verwahrlosung oder aber auch Wachstumsstörungen bis hin zum Hospitalismus. Entwickelt sich eine Störung während der Eltern-Säuglingsbeziehung, so können bei dem Kind Ess-, Schrei- und Schlafstörungen entstehen³⁷.

³⁷ Vgl. Brisch 2009, S. 102-109

5. Kommunikation/Interaktion

5.1 menschliche Kommunikation/Verhaltensmuster

Wie schon beschrieben, besteht zwischen Mensch und Hund ein besonderes „Band“, welches sich nicht nur in gemeinsamer Evolution und Beziehung zu einander, die mögliche Du-Evidenz und die sich daraus entwickelnde Bindung zeigt, sondern auch als Grundvorausatz die Kommunikationsebene einen ebenso entscheidender Bestandteil der positiven Dynamik des Zusammenlebens ist.

Zunächst möchte ich die menschliche Kommunikation vorstellen. Zum einen kommuniziert der Mensch auf der verbalen Ebene (digital), das heißt über Lautbildung, spricht sich aus dieser entwickelnd die Sprache (Wortbildung). Das bedeutet, dass dem Sender des Signals ein Empfänger gegenüber steht, der die gesendeten Informationen versteht, diese Botschaft zu dekodieren (entschlüsseln). Das setzt voraus, dass der Sender die Information in Schrift- und Zeichensprache für den Empfänger umsetzt, kodiert³⁸.

Zum anderen kommuniziert der Mensch nonverbal (analog). Diese Kommunikation erfolgt unverschlüsselt. Folgende Merkmale definieren die nonverbale Kommunikation:

- das Blickverhalten (Blickkontakt)
- die Skala der Gesichtsausdrücke (Mimik)
- Körperhaltung und Körperbewegung (Pantomimik)
- Die Berührung (Taktilität)
- Die räumliche Distanz zum Interaktionspartner, Regulierung des sozialen Raumes
- Vokale nonverbale Zeichen wie Stimmhöhe, Stimmführung, Lautstärke, Sprechtempo (Paralinguistik)
- die Kommunikation über Kleidung und Statussymbole³⁹

³⁸ Watzlawick, vgl. nach Prothmann 2005, S. 7

³⁹ Frindte, vgl. nach Prothmann 2005, S. 7

Da die nonverbale Kommunikation unverschlüsselte Informationen sendet, ist diese zunächst für den Menschen am simpelsten und besteht bereits schon seit der frühen Kindheit. Piaget beschreibt in der kognitiven Entwicklungsstufe des Menschen in der sensu-motorischen Stufe die analoge Kommunikationsebene⁴⁰. Diese Möglichkeit der Kommunikation ist wichtig für die fortlaufende Ausprägung der Kommunikationsfertigkeiten, die Empathiefähigkeit und Sensibilität, um Wünsche und Bedürfnisse seiner Mitmenschen wahrzunehmen⁴¹.

Mit nonverbalen Interaktionszeichen werden speziell emotionale Inhalte ausgedrückt und sind mindestens genauso von Bedeutung wie die verbale Kommunikation⁴². Nonverbale Kommunikation unterliegt keinen Strukturregeln, wie z. B. der (Wort-) Sprache, somit wird die nonverbale Interaktion nicht exakt für den Empfänger deklariert. Lautsprache kommentiert die analoge Information und gibt somit umkodierte Information. Jedoch ist die nonverbale Vermittlung des Gesamtzustandes der gesendeten Information entscheidend, weil diese für die Rahmenstimmung verantwortlich ist. Zum Beispiel kann der Mensch behaupten, wenn er nach seinem Wohlbefinden gefragt wird, -es ginge ihm gut, jedoch zeigt die Mimik eine ganz andere Grundstimmung. Es besitzt aber nicht jeder Mensch die gleiche Feinfühligkeit. Somit gelingt den Menschen das Lügen, Emotionen zu maskieren oder etwas zu sagen, was sie angeblich nicht so gemeint haben- verbal, aber ihre nonverbale Information das Gegenteil verdeutlicht, „der Ton macht die Musik“.

5.2 Mensch-Hund-Kommunikation

Der Hund kommuniziert nonverbal. Die gesendeten Botschaften erfolgen direkt und unverschlüsselt.

Der Hund besitzt ein großes Spektrum an Mimik, Pantomimik, Paralinguistik und soziale Raumregulierung. Diese lernt er nicht nur innerartig zu verstehen und zu benutzen bzw. einzusetzen. Der Hund lügt nicht und kann mit „Schauspielerei“ nichts

⁴⁰ Piaget, vgl. nach Flammer 2009, S. 145f

⁴¹ Dunn, vgl. nach Prothmann 2005, S. 8

⁴² Dehlees, vgl. nach Prothmann 2005, S. 8

anfangen, er weiß dieses nicht umzusetzen. Ihm sind Kleidung, Status und Worte nicht wichtig. Vielmehr besitzt er das Feingefühl, die nonverbalen Informationen zu verstehen.

Aufgrund der langen gemeinsamen Entwicklung von Hund und Mensch und der damit verbundenen Domestizierung dieses Tieres, haben sich Hunde den Kommunikationsmustern des Menschen wie Mimik und Gestik so angepasst, dass sie diese richtig deuten können⁴³.

„Der Hund kommuniziert quasi auf einer Vorstufe menschlicher Kommunikation.“⁴⁴ Jedoch ist anzumerken, dass Hund und Mensch über unterschiedliche Kanäle senden und empfangen bzw. unterschiedliche Präferenz, Präsenz und Intensität der Sinneswahrnehmung und -organe verfügen. Im Vergleich hierzu, besitzt der Hund ca. 200 Millionen Geruchszellen und der Mensch hingegen nur 8 Millionen. Dementsprechend ist die Sensitivität und Relevanz der Botschaften für den Hund stets höher und feiner differenzierbar. Außerdem ist der Hund in seinem Ursprung ein Raubtier, folgend sind die optischen und akustischen Sinneswahrnehmungen ebenfalls stark ausgeprägt.

Der Mensch sendet dem Hund meist viel mehr Signale, als es ihm bewusst ist. Ebenso ist der Mensch nicht in der Lage, alle gesendeten Botschaften des Hundes zu empfangen. Das Feingefühl der Interaktion liegt in den Stärken des Hundes, die der Mensch evtl. für sein Gegenüber gar nicht aufzubringen vermag.⁴⁵

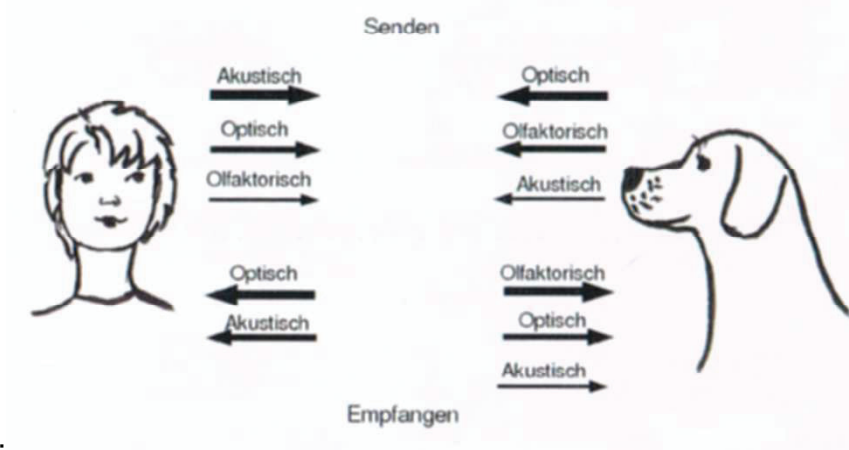


Abbildung 1:

Vergleich der Kommunikationssysteme von Mensch und Hund⁴⁶

⁴³ Vgl. Prothmann 2005, S. 3f

⁴⁴ Fleischer, zit. nach Prothmann 2005, S. 11

⁴⁵ Fleischer, vgl. nach Prothmann 2005, S. 10

⁴⁶ Prothmann 2005, S.10

5.3 Beziehung- Bindung- Kommunikation- Therapie

„Eine Geste oder eine Miene sagt uns mehr darüber, wie ein anderer über uns denkt, als hundert Worte⁴⁷.“

Eine Grundvoraussetzung für die sozialpädagogische Arbeit mit Jugendlichen ist eine professionelle und personale Beziehung. Es handelt sich dabei um Jugendliche, die aufgrund ihrer häuslichen, familiären Bedingungen, Delinquenz, Schulabstinz uvm. Hilfe in einer Einrichtung beanspruchen.

Viele haben bereits eine oder mehrere stationäre oder ambulante Einrichtungen oder ähnliche Betreuung durchquert. Die Folge dessen können Bindungsstörungen sein, wie zuvor beschrieben. Doch wie soll eine Beziehung entstehen, wenn der Gegenüber keine Bindung eingehen kann und will, schlechte Erfahrungen gemacht hat, wie ständige Beziehungsabbrüche und keinen Sinn darin erkennt überhaupt eine echte, intensive Beziehung einzugehen? Die vorherigen Kapitel verdeutlichen einen möglichen Lösungsansatz als Antwort.

Der Hund redet nicht mit Worten, erinnert nicht an Normen und Zwänge, ist vorbehaltlos über Status und Symbol, ohne Kritik⁴⁸. Er spricht nonverbal und ist im Wesen echt, klar, offen, ehrlich und frei. Der Hund akzeptiert ohne ihn um Akzeptanz zu bitten. Der Hund fordert keine Erklärung und Rechtfertigung. Der Hund fordert nur eins, sein Gegenüber.

Bereits in dem Kapitel „Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Hund“ beschrieb ich die lang bestehende Beziehung zueinander von Mensch und Hund sowie die Verbundenheit zur Natur durch ihn. Im „Leben mit dem Hund“ verdeutlichte ich bereits, was für pädagogische Wirkung der Hund auf Heranwachsende hat. Ebenso, wie er ein Freund und Gefährten für den Menschen darstellt sowie Quelle von Freude und Gesundheit ist. Für Menschen ist charakteristisch, eine affektive Bindung einzugehen und diese stabile Beziehung bietet eine Quelle der Freude und Sicherheit. Die Du-Evidenz beschreibt eine partnerschaftliche Beziehung und, dass

⁴⁷ Watzlawick, zit. nach Prothmann 2005, S. 11

⁴⁸ Corson und Corson, vgl. nach Prothmann 2005, S. 12f

diese auch zwischen Mensch und einem höher entwickelten Tier, wie einem Hund bestehen kann. Zudem kommunizieren Menschen und Hund nonverbal. Diese simple und ursprüngliche Kommunikation ist der Zugang zu einem Beziehungsaufbau. Der Hund wirkt aber nicht als Therapeut, sondern als Medium, als Schlüssel zur sozialen Umwelt.

Angelehnt an das Stufenmodell von Erikson bzgl. der psychosozialen Entwicklung im Entwicklungs- und Therapieprozess von Kindern und Jugendlichen, spielen Tiere eine wesentliche Rolle. Zum einen kann ein Hund, das kindliche Vertrauen und Sicherheitsgefühl durch die bloße Anwesenheit, beständige Präsenz und Verlässlichkeit bestärken. Zum anderen übernimmt der Hund die Funktion eines aktiven Spielgefährten, er vermittelt Autonomie und fördert die Unternehmungslust/Abenteuerlust sowie die Geduld und Selbstkontrolle.

Zu dem sind Hunde sehr lernfähig und reagieren auf trainierte Kommandos. Beherrschen die Jugendliche diese richtig, entsteht ein Gefühl für Leistungsbereitschaft und Fleiß, Konstanz und Konsequenz. Der Hund fungiert als Rolle des Kameraden und Vertrauten, der emotional, wie soziale Unterstützung bietet und die Entwicklung der eigenen Identität fördert⁴⁹.

6. Der „Therapiehund“

6.1 Geschichte der Entwicklung der tiergestützten Pädagogik - Schwerpunkt Hund

Diese besondere Qualität der nonverbalen Kommunikation, Beziehung und Bindung zwischen Tier und Mensch ist die Grundlage für die Mensch-und-Tier-Therapie.

Im 8. Jahrhundert gab es erste konkrete Ansätze von Tieren, die zum therapeutischen Umgang mit Behinderten eingesetzt wurden. Durch die Mithilfe von Hunden in belgischen Klöstern wurden vor allem geistig kranke Waisenkinder

⁴⁹ Barker, vgl. nach Prothmann 2005, S. 13f

erfolgreich therapiert. In England haben die Quäker im 18. Jahrhundert das „York Retreat“ gegründet, eine Anstalt für Geisteskranke. In deren Außenanlage wurden Kleintiere gehalten, in deren Betreuung und Versorgung die Patienten auch gezielt einbezogen wurden.

Im 19. Jahrhundert wurde von Florence Nightingale, eine stark engagierte Reformerin der allgemeinen Krankenpflege, der therapeutische Nutzen von Tieren zu Heilungsprozessen im Bereich der Krankenpflege erkannt. Erstmals in Deutschland wurde zum Ende des 19. Jahrhunderts durch unterschiedlichste Tierarten unterstützende Therapie angewandt. Durch hohes Engagement der Therapeuten der Krankenanstalt von Bethel (bei Bielefeld) kam es zum Einsatz von Reittherapie.

Weitere Therapieansätze und –Projekte blieben zunächst unbeachtet und ohne Präsenz, da unterschiedliche Einrichtungen die Bedeutung der therapeutischen Aktivitäten nicht erkannt, nicht aufgezeichnet bzw. nicht überliefert haben. Die Qualitäten des Hundes als einen therapeutischen Begleiter wurden erst seit 1960 ernst genommen, therapeutisch genutzt und empirisch belegt. Vorrangig setzten sich Psychologen, Ärzte und Therapeuten mit dem Hund als Co-Therapeut verstärkt in Amerika, England und Australien auseinander und formulierten ihre Erkenntnisse aus der Praxis in verschiedensten Veröffentlichungen⁵⁰.

Ein richtungweisendes Buch erschien 1969, welches den therapeutischen Einsatz von Hunden im Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie Psychotherapie beschreibt, namens „Pet oriented Child-Psychiatry“ von dem New Yorker, Kinder- und Jugendpsychologe Boris M. Levinson, der den Hund als Co-Therapeut eher zufällig erkannte, denn folgendes Ereignis geschah in seiner Praxis⁵¹.

Eines Tages sollte ein diagnostisches Gespräch mit einem Kind mit starken psychischen Störungen, deren letzter Weg eine Unterbringung in einem Heim für psychisch kranke Kinder sei, stattfinden. Die Eltern waren sehr verzweifelt, da sich ihr Kind immer mehr zurückzog und sie keinen Zugang zu ihrem eigenen Kind fanden. Levinson war im Vorfeld skeptisch, ob er helfen könne.

Die Familie kam überraschenderweise eine Stunde vor dem eigentlichen Termin in seine Praxis. Levinson war darauf nicht vorbereitet, er war am Schreibtisch vertieft

⁵⁰ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner2011, S. 12ff

⁵¹ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner2011, S. 14

und sein Hund (Golden Retriever) lag wie immer, wenn keine Patienten anstanden, ihm zu Füßen. Als die Familie hinein kam, lief der Hund stürmend auf das Kind zu und leckte ihm zur Begrüßung übers Gesicht. Die Eltern wollten eingreifen, doch Levinson erkannte sofort am furchtlosen Verhalten des Kindes und seines Hundes sowie das erquickende Miteinander, verbunden mit dem engen Kuschneln und Streicheln, dass sein Hund eine positive Auswirkung auf das Kind hat. Dieses fragte ihn, ob der Hund mit allen Kindern, die kommen, spielen dürfte und als Levinson dies bejahte, wolle es wiederkommen. -Zugang gefunden⁵².

Parallel zu Levinsons Erkenntnissen in den `70er Jahren entstand in Amerika eine Vereinigung von Tierärzten, Verhaltensforscher, Psychologen, Therapeuten, Mediziner, Sozialpädagogen und Gerontologen aus den Vereinigten Staaten und England, die sich mit der wissenschaftlichen Erforschung von positiven Effekte der Mensch-Tier-Beziehung befassten. Der Erfolg von Praxiseinsätzen überzeugte von deren Bedeutung⁵³.

Die Stiftung „Delta Society“ rief mit ihrem „Pet Partner Program“ die tiergestützte Therapie flächendeckend in den USA ins Leben, die sich 1977 in Portland/Ohio gründete. Schnell entwickelte sich eine Zusammenarbeit unterschiedlicher Organisationen, deren Focus auf Hunde als Co-Therapeuten, „pet partner teams“ sich richtete. Die Stiftung „Delta Society“ befasst sich seit her fortlaufend mit den neusten Erkenntnissen, betreibt wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet und bilden stetig ihre, im Einsatz aktiven, „pet partner teams“ weiter.

Die „IAHAIO“ (International Association of Human Animal Interaction Organisation) gründete sich 1990 als erster „Internationale Dachverband für Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung. Dieser Dachverband hat ihren Sitz bei der „Delta Society“ und fördert den globalen Austausch wissenschaftlicher Erkenntnisse und deren Weiterentwicklung⁵⁴.

Zunehmend erschienen weltweite und zahlreiche Publizierungen, die sich mit der Erforschung der therapeutischen Auswirkungen insbesondere von Hunden

⁵² Vgl. Levinson 1962, S. 60

⁵³ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 14

⁵⁴ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 14ff

befassten. Dies weckte auch verstärktes Interesse in Europa an gezieltem Einsetzen von Therapiehunden.

Durch großes Engagement und zunehmender Aufmerksamkeit bildeten sich kleinere Organisationen und Vereine, wie beispielsweise die Wohlfahrtsorganisation „Pet as Therapie“ (TAT), gegründet von Lesley Scott-Ordish, im Jahr 1983 in England. Er organisierte die ersten „Pet Visiting Programms“. 1991 gründete Dr. Gerda Wittmann in Österreich den Verein „Tiere als Therapie“.

Ursula Sissener, die von „Delta Society“ ausgebildet wurde, leitete einige Einzelkämpfer in der Schweiz. Sie gestaltete gemeinsam mit der SKG (Schweizerische Kynologische Gesellschaft) 1992 ein Konzept. 1993 fanden die ersten Kurse für THT (Tier-Hunde-Team) statt im Anschluss gründete sich 1993 der „Verein Therapiehund Schweiz“.

Im Jahre 1987 gründete sich in Würzburg, Deutschland, der Verein „Tiere helfen Menschen e. V.“, initiiert durch Dr. Brigitte von Rechenberg. Der Verein „Leben mit Tieren“ wurde im Folgejahr von PD Dr. Christian Große-Siestrup in Berlin gegründet.

Initiatoren von Vereinen, Verbänden, Instituten und Akademien, die vermehrt um 2000 entstanden, versuchten (und versuchen es weiterhin) einheitliche Ausbildungskriterien, Schulformen und Prüfungsrichtlinien zu etablieren. 2005 gründete sich das erste Netzwerk durch die Forschungsgruppe „TiPi“ (Tiere in Pädagogik integrieren).

Dr. Klaus Fitting-Dahlmann, Dozent der heilpädagogischen Schule Köln, entwickelte tragfähige Konzeptionen im Bereich der tiergestützten Einsatzbereiche und widmete sich den wissenschaftlichen Forschungsbereich der „Tiergestützten Förderpädagogik“. Parallel wurde das 1. D.A.C-H. Symposium von Fachleuten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, unter der Leitung des deutschen Forschungskreises „Heimtiere in der Gesellschaft, organisiert mit dem Ziel „die horizontale Vernetzung zwischen den wissenschaftlichen Institutionen.

Im selben Jahr entstand die „European Society for Animal Assisted Therapie“ (ESAAT), ein europäischer Dachverband, um das gemeinsame Ziel zu realisieren von einer erreichbaren Harmonisierung der Qualifikationsstandards in der tiergestützten Therapie, europaweit.

Im Jahr 2006 gründete Mitglieder aus anderen Institutionen und Projekten die internationale Organisation „International Association for Animal Assisted Therapie“ (ISAAT).

Daher ist anzumerken, dass langfristige Akzeptanz und Anerkennung allgemeine Qualitätsstandards voraussetzen. So müssen Organisationen und Vereine zunehmend zusammenarbeiten, um einen Missbrauch der Begriffe und unqualifizierte und unkontrollierte Einsätze zu verhindern⁵⁵.

6.2 Definition tiergestützte Pädagogik und tiergestützte Therapie

Zunächst möchte ich den Begriff „Therapie“ definieren. Dieser stammt aus dem Griechischen und bezeichnet „die Lehre von der Behandlung der Krankheiten oder die Behandlung selbst“.

Hinzu kommen spezielle Therapieformen, wie symptomatische oder auch palliative Therapie⁵⁶, welche ich hier nicht genauer ausführen werde. Umfassend beschreibt der Begriff „Therapie“ ein Spektrum von verschiedenen Behandlungsalternativen mit unterschiedlichen Zielsetzungen. Fortlaufende Forschung und die Benennung neuer Krankheitsbilder bedingen die Entwicklung immer neuer Therapieformen.

So wurde auch parallel zu den entwickelnden therapeutischen Möglichkeiten beim Menschen, die tiergestützte Arbeit in verschiedensten Einrichtungen und Institutionen der praktische Einsatz verändert und verbessert. Der Hund und der Besitzer müssen als Therapiehund-Team bei ihrem Einsatz Kompetenz besitzen und sich hohen Anforderungen stellen⁵⁷.

„Unter tiergestützter Therapie versteht man alle Maßnahmen, bei denen durch den gezielten Einsatz eines Tieres positive Auswirkungen auf das Erleben und Verhalten

⁵⁵ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 15ff

⁵⁶ Vgl. Der große Brockhaus 1993, S. 21

⁵⁷ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 29

von Menschen erzielt werden sollen. Das gilt für körperliche, wie für seelischer Erkrankungen“ (geschützte Definition nach Gatterer)⁵⁸.

Anlehnend an „Delta Society“ wurde eine grundlegende Unterscheidung der spezifischen Einsatzbereiche von Therapiehund-Teams und der tiergestützten Maßnahme formuliert.

Zum einen gibt es die „Tiergestützte Fördermaßnahme“ – „Animal-Assisted-Activities“(AAA). Das sind Tierbesuchsprogramme oder –dienste meist im Alters- sowie Pflegeheimen, um das Wohlbefinden der Senioren zu fördern und um eine Abwechslung in den Alltag zu bringen.

Zum anderen entwickelte sich die „Tiergestützte Therapie“ – „Animal-Assisted-Therapie“ (AAT). Die meist bei ergotherapeutischen Maßnahmen behinderter bzw. stark eingeschränkten Menschen eingesetzt wird.

Der dritte Einsatzbereich ist die „Tiergestützte Pädagogik“ – „Animal-Assisted-Pedagogy“ (AAP). Hierbei wird in Gruppen von verhaltensinteressanten Kindern und Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen und leichten Handicaps die tiergestützte Pädagogik als pädagogische Fördermaßnahme verstanden und durch das Medium Hund, deren positiven Entwicklung gefördert. In diesem Einsatzgebiet ist nicht nur die Fachkenntnis übers eigene Tier relevant, sondern auch ein sozialpädagogischer bzw. erzieherischer Berufsabschluss.

In der praktischen Anwendung sind jedoch die Übergänge zwischen den einzelnen Bereichen recht fließend, bis heute existiert keine hundertprozentige Übereinstimmung der Definitionen und Begriffbestimmungen⁵⁹.

⁵⁸ Gatterer, zit. nach Röger-Lakenbrink 2010, S. 30

⁵⁹ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 26ff

6.2.1 Voraussetzungen für den Hund

Die Grundvoraussetzung und höchste Priorität eines Therapiehundes ist die Bindung und die vertrauensvolle Beziehung zu „seinem Menschen“. Mensch und Hund sind jeweils Individuen und bilden somit eine individuelle Einheit mit speziellen Stärken und Schwächen, um in einem geeigneten Einsatzgebiet zu arbeiten. Demzufolge gibt es nicht „das perfekte Therapiehund-Team“, jedoch bestehen wesentliche Merkmale und Verhaltensweisen für Mensch wie Hund als Therapiehund-Team⁶⁰.

Vorab kann jeder Rassehund und jeder Mischling, obgleich wie groß oder klein, zur tiergestützten Pädagogik eingesetzt werden, wenn dieser folgende Merkmale erfüllt. Der Hund sollte menschenbezogen und führwillig sein. Zudem ein freundliches Wesen gegenüber anderen Menschen, Hunden und anderen Tieren haben und die Gegenwart des Menschen suchen. Zudem soll er über innerartliche Sozialkompetenzen verfügen. Außerdem sollte er ausreichend desensibilisiert sein und eine hohe Toleranz und Reizschwelle haben. Er darf natürliches Verhalten in seinen Reaktionen zeigen, solange dieses nicht in aggressive Handlungen neigen. Zudem sollte er über einen starken Charakter verfügen, nicht übermäßig schreckhaft sein, weder scheu, noch extrem unsicher. Der Hund ist im Ursprung ein Raubtier mit einem Jagdinstinkt, dieser Trieb muss kontrollierbar sein. Ebenso darf er nur wenig Schutzverhalten zeigen.

Hinzu kommen die regelmäßigen Kontrollen beim Tierarzt, die Impfungen und Parasitenprophylaxe sowie der allgemeinen Gesundheitscheck, der beinhaltet u. a. die Pflege des Hundes durch „seinen Menschen“.

Zur Prüfung sollte ein Hund mindestens 18 Monate alt sein, aber auch nicht älter als sieben Jahre.⁶¹

6.2.2 Voraussetzung für den Besitzer

Hund und Mensch müssen als ein Therapiehund-Team eine Einheit bilden. Das setzt voraus, dass der Besitzer seinen Hund genau kennt und sein Verhalten in den unterschiedlichsten Situationen zu verstehen vermag. Zu dem sollte der Hund mit

⁶⁰ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 34f

⁶¹ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 35

Hilfe seines Besitzers die Grundkommandos beherrschen. Die Kommunikation untereinander, insbesondere die nonverbale, ist entscheidend, um die Stimmungslage des Hundes zu erkennen, richtig zu deuten und zu kontrollieren.

Der Besitzer sollte eine umfangreiche Fachkenntnis über die Haltung, Pflege, Gesundheit und Ernährung des Hundes verfügen. Auch sollte er eine gute soziale Grundeinstellung zu seinen Mitmenschen besitzen und kontaktfreudig sein. Dieses setzt soziale Kompetenzen in alltäglichen Situationen voraus. Um als Therapiehund-Team zu arbeiten, muss der Mensch, wie Hund, in diesem Arbeitsfeld bzw. Einsatzbereich psychisch belastbar sein, viel Geduld mit sich bringen, eine positive Lebenseinstellung mit sich tragen und eine ausgewogene Fähigkeit zur Selbstreflexion besitzen. Ebenso ist Teamfähigkeit gefragt. Er sollte lernbereit sein und mit konstruktiver Kritik umgehen können. Der Einsatz sowie Vor- und Nachbereitung beansprucht viel Zeit und eine mobile Flexibilität. Erwünschenswert ist die Bereitschaft zu ehrenamtlichen Tätigkeiten⁶².

6.3 Gesundheitliche und hygienische Voraussetzungen für Hunde, Besitzer und Jugendliche

Wegen der Infektionsgefahr durch Zoonosen; vom Tier auf den Menschen übertragbare Krankheiten ausgelöst durch Viren, Bakterien, Einzeller, Pilze und Parasiten; war und ist der Einsatz vom Hund als Co-Therapeut sehr umstritten. Gerade in der Zeit des Influenzavirus, der die Vogelgrippe auslösen kann, BSE, Schweinegrippe und neue Krankheiten mit unklaren Erregern und Überträgern bedarf es an Aufklärung der Menschen und Kontrolle des eigenen Tieres⁶³.

Daher ist es notwendig, dass Veterinär- und Humanmediziner in dieser Hinsicht zusammenarbeiten, um diese zoonotischen Krankheitsbilder und neue entstehende

⁶² Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 36f

⁶³ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 209f

Krankheiten zu kontrollieren. Aufklärung soll verhindern, dass nicht Angst und falsche Vorsicht die Mensch-Tier-Beziehung beeinflusst, sondern Wissen und Kenntnis⁶⁴.

Eine regelmäßige Kontrolle durch den Tierarzt und „seinem Menschen“ sowie artgerechte Pflege und Haltung des Hundes dämmt Zoonosen ein bzw. verhindert die Gefahr einer Erkrankung.

Die Ansteckungsgefahr beläuft sich meist auf den direkten Kontakt mit einem infizierten Hund. In den häufigsten Fällen sind sie Überträger von parasitären Erkrankungen wie Bandwürmern, z.B. den Gurkenbandwurm, Toxocariasis aber auch der Echinococcus losus (Bandwurm). Der Übertragungsweg findet oral statt. Als Beispiel leckt sich der Hund an seinen Ausscheidungsorganen und anschließend sein Fell. Damit ist nicht auszuschließen, dass sich die Eier eines Endoparasiten im Fell befinden, die durch Streicheln auf die Handflächen gelangen und von der Hand in den Mund. Dementsprechend ist als Vorsorge Händewaschen nach dem Streicheln wünschenswert und insbesondere die regelmäßige prophylaktische Wurmkur beim Hund zu empfehlen. Die Hunde nehmen diesen Parasit meist durch falsche Fütterungsweise, wie rohe Schlachtabfälle und unkontrolliertem Fleisch auf. Jedoch wurde durch Aufklärung und der damit verbundenen verstärkten Kenntnis diese Infektionsquelle in Europa weitgehend minimiert⁶⁵.

Eine weitere Übertragung von Krankheiten sind auf Ektoparasiten zurückzuführen, z.B. durch Flöhe oder Milbenbefall, die sich im Ohr und im Nacken eines Hundes befinden können. Auch infizierte Zecken können eine Gefahr darstellen können, da sie bakterielle Erkrankung übertragen, wie z.B. Borreliose.

Zu den weiteren bakteriellen Erkrankungen, die als Zoonosen gelten, gehören auch Brucellose, die direkt über Bindehäute oder Hautläsionen übertragbar ist sowie Leptospirose, die durch Urin und Speichel übertragbar, gegen die jedoch regelmäßig der Hund geimpft wird. Ebenso sind Hunde Überträger von Pasteurellose, ausgelöst durch Bisswunden oder auch Campylobacteriose, die fäkal und oral übertragen wird. Tuberkulose gehört zu den bakteriellen Erkrankungen, die seltener, aber wenn durch Tröpfcheninfektion ausgelöst wird.

⁶⁴ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 210

⁶⁵ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 209

Eine weit bekannte vom Tier auf den Menschen übertragbare Krankheit ist die Tollwut, deren Erreger der Rhabdovirus ist und durch beispielsweise einen Biss übertragbar ist. Auch gegen diesen Erreger werden Hunde regelmäßig geimpft.

Zu den Pilzinfektionen, die entweder durch direkten Kontakt wie das Streicheln übertragbar sind oder durch z.B. Milben, die sich auf der pilzerkrankten Hautfläche zuvor befanden, gehören Mikrosporie und Trichophytie⁶⁶.

Nur bei der Gewährleistung der Unterbindung/Vermeidung dieser Zoonosen ist der Einsatz eines Therapiehundeteams zu gestatten.

Zu erwähnen ist auch, dass parasitäre Erkrankungen und Pilzerkrankungen gleichermaßen vom Mensch auf das Tier übertragbar sind, wie einige virale Erkrankungen, z.B. durch den Norovirus ausgelöste Magen-Darm-Grippe. So ist beim Einsatz eines Therapiehundes darauf zu achten, dass auch die Klienten keine ansteckenden Erreger mit sich tragen bzw. entsprechende Vorkehrungen und Verhaltensregeln aufgestellt werden. Als Beispiel ist das Küssen des Hundes (in diesem Fall der Ansteckung) zu untersagen, um den Hund nicht mit dem Magen-Darm-Virus anzustecken. Bei Pilzerkrankungen sind Übungen im Freien zu empfehlen und kein ausgiebiges Rumkuscheln.

Zudem gibt es zahlreiche Tierallergiker, die entweder auf das Fell oder auf den Speichel des Hundes allergisch reagieren. Das Therapiehundeteam sollte sich vor dem Einsatz diesbezüglich informieren. Zum einen gibt es die Möglichkeit dort Hunde einzusetzen, die aufgrund ihrer Rasse/Mischung keinen Fellwechsel haben bzw. nicht viel haaren, z.B. Pudeln, Schnauzer und deren Mischlinge oder die nicht übermäßigen Speichelfluss haben, z.B. Collies.

⁶⁶ Vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 225ff

7. Einsatz des Therapiehundeteams bei Jugendlichen

7.1 Klare „Spielregeln“

Vor Eintritt einer Therapie oder Hilfemaßnahme, z. B. in einer Einrichtung, sollte bei der Klientel die Bereitschaft bestehen, sich auf diese einzulassen.

Gerade diese Freiwilligkeit fällt besonders Jugendlichen schwer, da sie sich in der Pubertät befinden und den Drang nach Selbstbestimmung verspüren, aber auch, weil einige seit frühesten Kindheit nie die Chance bekommen haben eine Beziehung aufzubauen bzw. Bindung einzugehen.

In einer Einrichtung mit mehreren Jugendlichen ist es von Vorteil eine stabile Gruppe zu haben, welche über einen längeren Zeitraum durch ein Therapiehundeteam begleitet wird, um bleibende Erfolge zu erzielen. Der Vorteil des Einsetzens von einem Therapiehundeteam ist u. a. auch die bekannte, gewohnte Umgebung, in der sich die Jugendlichen befinden. Sie müssen nicht an einem fremden Ort, z.B. Therapiezimmer zur „Behandlung“ kommen. Sie kennen sich dort aus, kennen ihre Rückzugsmöglichkeiten und fühlen sich sicher. Die Zusammenarbeit von den Jugendlichen mit dem Therapiehundeteam, erfolgt freiwillig und ungezwungen.

Zunächst sollte den Jugendlichen der Hund namentlich vorgestellt werden, damit dieser personifiziert werden kann und als Individuum wahrgenommen wird. Im Anschluss werden die Klienten spielerisch über das Wesen des Hundes aufgeklärt, damit diese ein gewisses Grundverständnis des Tieres erlangen. Der Hund ist ein respektierendes Lebewesen, welches Freude, Leid und Schmerz verspüren kann, dieses aber nicht auf verbaler Ebene sondern nonverbal äußert.

Dies geschieht gleich zu Beginn des Aufeinandertreffens, indem sich alle erst einmal „beschnuppern“, begleitend erklärt der Besitzer das Verhalten des Hundes speziell auf die entstehenden Momente. Dazu gehören Verhaltensweisen wie „Schwanzwedeln“ die eher einer „Aufregung/Erregung“ gleichzusetzen sind, dieses können Freude aber auch Ungeduld zeigen sowie eine Beschwichtigungsgeste sein, genauso wie Gähnen und sich über den Fang lecken. Das „Niesen“ ist im Zusammenhang eines positiven Ereignisses, z.B. Rausgehen/Gassigehen, ein

Zeichen von Freude (und nicht von Krankheit). Ebenso kann beim Spielen, z.B. „Tauziehen“, der Hund knurren, hierbei ist zu verdeutlichen, dass es sich in dieser Situation um „Spielknurren“ handelt. Anders ist Knurren zu verstehen, welches auch mit einer anderen Stimmlage und Intension des Hundes besetzt ist, wenn der Hund sich gerade in der geforderten Ruhephase befindet und nicht in Ruhe gelassen wird, in die Ecke gedrängt wurde oder gerade sich in einer Aushandlung des Ranges mit einem Artgenossen beim Spaziergehen befindet.

Als Beispiel kann durch eine Fragerunde erfasst werden, wie viel Wissen die Jugendlichen über Hunde haben und was noch zu ergänzen ist. Zusätzlich könnte man mit der Gruppe einen kleinen Spaziergang machen oder sich zu einem Übungsplatz begeben, um den Jugendlichen am lebenden Beispiel das Wesen des Hundes zu erklären.

Meist ergeben sich hierbei bereits Verhaltensregeln, die sich Hund und Jugendlicher einfordern. Grundsätzlich sollte alles immer unter Kontrolle und Aufsicht des menschlichen Teampartners geschehen. Zum Beispiel bei lautem, direktem auf den Hund Zulaufen, wird das Tier ähnliche Reaktionen zeigen, d. h. ebenfalls laut sein und rennen. Beim langsamen, ruhigen, direkten Zugehen auf den Hund wird dieser eher stehen bleiben und ebenfalls ruhig sein. Bei diesen Interaktionen erlernen die Jugendlichen sein Gegenüber zu verstehen und ernsthaft wahrzunehmen.

Um die Attraktivität der Zusammenarbeit zu steigern, ist es von Vorteil die Jugendlichen in kleine Tricks und Übungen einzubeziehen und zu animieren, z.B. den Hund über die Beine vereinzelter Jugendliche hüpfen lassen oder gemeinsam einen Tunnel bilden, um den Hund dort durchlaufen zu lassen. Es können auch Gegenstände und ähnliches, evtl. eine Mütze vom Jugendlichen, versteckt werden, um diese vom Hund suchen zu lassen.

Die Kommandoregeln wie „Komm“, „Sitz“, „Platz“, „Bring“, „Aus“ können ebenso experimentell mit den Jugendlichen eingeübt werden. Grundvoraussetzung für Kommandos sind Klarheit und Ausdruck. Hierbei üben die Jugendlichen u. a. die nonverbale Kommunikation und gezielte Konzentration. Sie lernen nicht nur die in Worten kodierten Begriffe, sondern auch die dazugehörigen Handzeichen dem Hund als Befehl zu vermitteln.

Hierbei wird der Umgang mit dem Hund erprobt und geschult. Er ist ein Lebewesen und kein Gegenstand wie Fernseher oder Playstation, die einer unsachgemäßen Behandlung nichts nachtragen. Tierquälerei ist zu vermeiden und vom menschlichen Part des Therapiehundeteams zu unterbinden bzw. diesbezügliche Handlungen und Gedanken gar nicht aufkommen zu lassen. Der Hund ist ein Individuum, welches auf Verhalten seines Gegenübers reagiert und Reaktion fordert.

Als Besitzer muss immer ein Focus auf die Vermeidung der Überforderung des Hundes gelegt werden und diesen auch den Jugendlichen zugetragen werden. Typische Zeichen der Überforderung und Versuche der Beschwichtigung sowie Signale der Verunsicherung sind:

- Gähnen (oft mehrmals hintereinander)
- Blinzeln
- Übern Fang lecken
- Sich vermehrt kratzen
- Sich vermehrt schütteln
- sich beißen (ähnlich dem Fingernägel knabbern des Menschen)
- Langsames Rutewedeln
- Wegschauen, Blickkontaktvermeidung
- Sich weg drehen, entfernen wollen (z.B. große und kleine Kreise vor der Ausgangstür oder um ihren Besitzer ziehen)
- Teilnahmslosigkeit
- Zittern
- Vermehrtes Hecheln
- Hektisches Ablecken des Gegenüber
- Häufiges Urinieren (im Freien)
- Plötzliches, gehäuftes Schnuppen
- Temperaturanstieg (messbar am Nasenspiegel, an den Ohren, an den Pfoten und Lendenbereich (Innenschenkel) – geht einher mit einem erhöhtem Puls)
- Vermehrtes Winseln
- Appetitlosigkeit, Durchfall, Erbrechen

- Plötzlich auftretender unangenehmer „Mund-“ oder/und Körpergeruch⁶⁷

Bei einem gut trainierten Therapiehund-Team sucht der Hund stets Hilfe bei „seinem Menschen“, die von diesem auch wahrgenommen werden sollten. Der Hund ist im gesamten Erscheinungsbild zu beobachten, sodass auch kleine Anzeichen erkannt werden, sei es die Stellung der Ohren oder Rute, die Körperhaltung oder die Art des Blickkontakts⁶⁸.

So muss auch der Besitzer Vorkehrungen treffen, um eine Überforderung zu vermeiden. Diesbezüglich muss von ihm auf die Anzahl und Länge der Arbeitseinheiten sowie Ruhephasen geachtet werden. Ebenso dürfen die negativen und aggressiven Energien, Schwingungen und depressiven Gefühlslagen der Klienten, die sich auf den Hund auswirken könnten, nicht unterschätzt werden. Dies gilt auch für eventuelle spannungsgeladene oder auch traurige, leidende Atmosphären, die für den Hund fremden Umgebung. Der Hund hat eine intensivere Wahrnehmung als die Menschen und sollte trotz ausreichender Desensibilisierung keine körperlichen dauerhaften Schmerzen ertragen müssen.

Zudem sollte stets genügend frisches Wasser unmittelbar für den Hund erreichbar sein, da er in belastenden Situationen ein vermehrtes Trinkbedürfnis hat. Außerdem sollte eine unwillkürliche „Leckerlievergabe“ von den Klienten an den Hund unterbunden werden. Das Belohnen mit Futter wird als klare Regel definiert und ist mit den Ausführungen von Kommandos verbunden. Ebenso muss verdeutlicht werden, dass ausschließlich für den Hund vorgesehene Leckerlies zu verfüttern sind und keine Schokolade und Kekse, da diese Krankheiten wie Diabetes hervorrufen können und auch keine Medikamente oder kleinere Gebrauchsgegenstände (z.B. Feuerzeug, Spielfiguren)⁶⁹.

⁶⁷ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 48f

⁶⁸ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 49

⁶⁹ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 40ff

7.2 Einsatzmöglichkeiten, Beispiel eines Angebotes

Als Beispiel für meinen fiktiven Ablaufplan wähle ich eine Einrichtung für verhaltensauffällige Jugendliche, in der ich den Einsatz eines Therapiehundeteams beschreibe. Hierbei ist auf die Belastungsgrenze des Hundes zu achten, um eine Überforderung zu vermeiden. So sollte er nicht mehr als zwei- bis dreimal wöchentlich je fünfzehn Minuten bis maximal eine Stunde eingesetzt werden⁷⁰.

Jedoch ist dieses Intervall variabel in den Einsatzzeiten, da es auch darauf ankommt, welche Elemente wie eingesetzt werden. Der Ablaufplan könnte wie folgt strukturiert werden. Der Einsatz findet einmal wöchentlich, jeweils am Donnerstag statt.

- Eine Einrichtung mit fünf Bewohnern
- 13.00-13.15Uhr: ein kleiner Rundgang an der Leine mit dem Hund durch die nähere Umgebung spazieren führen - ca. 15 min
- Im Anschluss eine Ruhephase für den Hund – ca. 1 h
- 14.30-15.00 Uhr: „freies Spielen“ mit dem Hund z.B. auf dem Hausgelände mit dem Ball, mit dem Einbringen der Kommandos oder KuscheIn,Streicheln sowie Bürsten – ca. 30 min
- Im Anschluss eine Ruhephase für den Hund, dieser befindet sich im Raum, vermittelt Ruhe und Sicherheit – ca. 30 min
- Ab 16.00 Uhr: Spaziergang durch „Wald und Flur“, auf den Waldwegen ein lockeres Gehen und geeignete Naturmaterialien zum Spielen finden, vom Tannenzapfen bis zum Stock, - ca. 20 min, anschließend diese auf dem Feld zum Einsatz bringen- Kommandos wie „Sitz“, „Platz“, „Bleib“ werden geübt. Dabei gibt ein ausgewählter Jugendlicher dem Hund die Anweisung, auf einer Stelle zu verharren, bis er ihn abrufft. Der Hund ist, wenn er verspielt ist, sehr aufgeregt und wird bellen, dieses ist mit dem Befehl „Ruhe“ zu unterbinden.- nach ca. 15 min die Übungen auf dem Feld beenden. Weitergehen, ohne Spielzeug. Der Hund ist erwärmt und es können variable Spiele wie Wettlaufen bis zum Teich entstehen. Dort angekommen kühlt sich der Hund ab und die Gruppe macht eine kleine Pause – ca. 10 min. Auf dem Rückweg können am Rande stehende Elemente wie Holzstapel oder Baumstümpfe zum

⁷⁰ Vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 42

gemeinsamen Hinaufsteigen und Springen animieren und außerdem können auf dem Waldweg kleinere Übungen eingebracht werden wie „Platz“ und „Bleib“ dann entweder den Weg z.B. 50 Meter weitergehen und dann, ihn mit „Komm“ abrufen oder sich verstecken und ihn mit „Komm“ suchen lassen. „Wald und Flur“ - Spaziergang insgesamt max. 1 ½ Stunden.

- In der Einrichtung angekommen, wird der Hund anschließend durch einen zu bestimmenden Bewohner gefüttert, dann erfolgt eine Verdauungs- und Ruhephase für den Hund auf seinem zugewiesenen Platz.
- Zum Abschluss finden sich alle zusammen, um den Hund noch kurz mit Streicheln und Kuscheln zu verabschieden.

7.3 Fallbeispiel

Das Fallbeispiel bezieht sich auf eine Wohngruppe für Jugendliche mit auffälligem Verhalten, im Zusammenhang mit einem Ausflug in einen Natur- und Umweltpark, den ich mit meinem Hund „Balu“ begleitete. Einige der Jugendlichen dieser Gruppe waren mir bereits aus vorherigen Besuchen bekannt. So habe ich zuvor den Bewohner D. vereinzelt zu gemeinsamen Hundespaziergängen mitgenommen.

An den besagten Ausflugstag begrüßte ich die Gruppe und stellte mich und „Balu“ kurz vor. D. erkannte ihn und war sehr erfreut, dass er dabei war.

Ein mir nicht bekannter, neuer Bewohner, C., hingegen zeigte Zurückhaltung und offensive Angst. Die anderen Jugendlichen nahmen die Situation als gegeben hin.

Während der Fahrt zum Zielort unterhielt ich mich ein wenig mit den Bewohnern über das Thema „Hund“. Wobei die Kommunikation ihrerseits sehr zurückhaltend war. Der Hund „Balu“ wirkte in diesem Moment auch weniger als Medium, da er bei mir im Fußraum des Beifahrersitzes saß. So war er für die Jugendlichen nicht wirklich sichtbar, somit nicht erreichbar und das Thema erschien nicht aktuell genug.

Im Naturpark angekommen, tollten die Jugendlichen nun ein wenig mit „Balu“ auf dem Weg zum Eingang umher. Im Park übergab ich D. die Verantwortung „Balu“ an der Leine zu führen, da ihm dieses bereits bekannt war.

„Balu“ ist führwillig, zieht nicht an der Leine. Er fühlt sich auf die Person am anderen Ende der Leine ein und reagiert zusätzlich auf meine kleinen wegweisenden Kommandos wie „Links“, „Rechts“ und „Warte“, ohne an der Leine zu zerren. D. wirkte sichtlich in dieser Situation entspannt und begann mit mir kleinere Gespräche zu führen.

Bald darauf wollten auch die anderen Bewohner den Hund an der Leine führen. So trafen wir die Absprache, dass die Leinenführung in Abwechslung übernommen werden kann. Es war zu beobachten, dass sich C., der zuvor „Balu“ etwas ängstlich und mit einer gewissen Vorsicht entgegentrat, sich sichtlich für das Geschehen zu interessieren begann. So trat er an mich heran, stellte Fragen bzgl. des Hundes und bat mich, zusammen mit ihm „Balu“ an der Leine zu führen. Nach einer kurzen persönlichen Einweisung und die Einführung in die wichtigsten Kommandos, spürte ich wie C. sich traute „Balu“ eigenständig und selbstbewusst an der Leine zu führen. Er genoss die Einzelsituation mit mir und dem Hund als Medium. Zum Ende wollte C. die Leinenführung gar nicht mehr abgeben, er war sichtlich stolz, dass ein Hund ihn mag und mit ihm mitkommt.

Zurück in der Einrichtung stellte ich in einer Feedbackrunde fest, wie nachhaltig die Bewohner diesen Tag mit dem Hund „Balu“ erlebt haben. Es wurde nach einer Wiederholung und einem nächsten Treffen gefragt.

Nach einiger Zeit kam ich mit „Balu“ wieder in diese Einrichtung. Er wurde sofort erkannt und freudig begrüßt. Wir beschlossen einen Spaziergang in „Wald und Flur“ zu unternehmen, ohne Leine, wie im vorherigen Unterkapitel beschrieben (siehe „Wald und Flur“). Schnell wurden die bekannten Kommandos vertieft und weitere erprobt.

Bei weiteren kleineren Besuchen mit „Balu“, spielten die Jungs mit ihm auf dem Hof Ball oder streichelten ihn ausgiebig, aber genossen auch einfach nur die Nähe von ihm.

7.4 Dynamik der Verhaltensmuster bzgl. des „Zusammenspiels“

Erfahrungen zahlreicher Studien und Praxisberichten belegen und verdeutlichen, dass die Jugendlichen für erzieherische Konzepte zugänglicher waren, sobald sie zum Hund ein Vertrauensverhältnis aufgebaut haben.

Ihnen gelingt es, im emotionalen Bereich, ihre Ängste zu überwinden, aber auch einen verbesserten Umgang mit ihren Aggressionen zu erlernen. Weiterhin findet eine Stabilisierung emotionaler Nähe und Berührung statt. Die Jugendlichen erfahren ein Einfühlungsvermögen ihrer Selbst, aber auch zu anderen Tieren und Menschen und somit wird eine verbesserte Selbstreflexion gefördert. Die Begegnung, die aufbauende Beziehung und das Spiel mit dem Hund vermitteln Erfolgserlebnisse sowie Stärkung des Selbstbewusstseins durch eine Konstruktivität. Zudem steigert die Zusammenarbeit mit dem Hund die Selbstwahrnehmung, z.B. Müdigkeit, Appetit, Kraft, Hitze, Kälte sowie die Differenzierung dieser Sinneswahrnehmung.

Weiterhin fördert diese Form von tiergestützter Arbeit die Sozialkompetenzen der Jugendlichen. Sie sind zunehmend in der Lage Beziehungen (zunächst) im gemeinsamen Umgang mit den Tieren aufzubauen. Das Verantwortungsbewusstsein wird gestärkt bzw. entwickelt sich gegenüber anderen Jugendlichen und Tieren durch die Übernahme von Aufgaben und Pflichten, z.B. Leinenführung und durch regelmäßige Versorgung des Hundes. Die Jugendlichen erlernen und üben sich in sozialer Kooperationsfähigkeit/-bereitschaft in der gemeinsamen Arbeit mit dem Hund, z.B. partnerschaftliches Zusammenarbeiten und gegenseitiges Helfen. Ebenfalls erfahren Jugendliche, dass sie durch einen rücksichtsvollen und angemessenen Umgang mit anderen Lebewesen Zuneigung sowie Zuverlässigkeit bekommen.

Im motorischen Bereich wird durch den Tierkontakt die körperliche Entspannung gefördert. Zudem können die Jugendlichen ihren Bewegungsdrang und gesteigerte Aktivität gezielt positiv ausleben, sie verbessern ihre Fein- und Grobmotorik aber auch die Koordinationsfähigkeit im körperlichen Einsatz.

Ein Hund fördert Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Ordnung und fordert sich diese auch ein. Im arbeitserzieherischen Bereich trägt der Einsatz eines Therapiehundeteams zur Geschicklichkeit, mit z.B. Werkzeugen, bei. Sie sind besser in der Lage Arbeitsabläufe und Zusammenhänge zu erfassen. Zudem verbessert sich die Konzentrationsfähigkeit und das Durchhaltevermögen bzw. die Ausdauer für eine Sache sowie Teamwork.

Der Umgang mit einem Hund (oder anderen Tieren) fördert im bildenden Bereich, ergänzend zu den Medienerlebnissen, eine anschauliche und authentische Vermittlung von Natur und Umweltpädagogik. Wissen wird vermittelt und die Jugendlichen erleben unterschiedlichste Lebensformen und erlernen diese zu Achten und zu Respektieren⁷¹.

Im Weiteren sind folgende Verhaltensweisen und Reaktionen nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Menschen jeden Alters, durch eine Unterstützung eines Therapiehundeteams beobachtet worden.

- Die Motivation auf verschiedene Angebote einzugehen, Hilfsmittel zu akzeptieren, sich zu beteiligen und aktiv zu agieren, steigerte sich deutlich
- Das Selbstvertrauen wurde gestärkt und ein positives Selbstwertgefühl konnte sich entwickeln
- Eine Stressreduktion erfolgte in der Gruppe und der Einzelfallhilfe – Beruhigung und Entspannung waren die Folge
- Die Aufhebung sozialer Isolation und Einsamkeit wirkte antidepressiv – eine individuelle Beziehung, die natürlichen Körperkontakt zuließ, konnte erlebt werden
- Die Bereitschaft zur körperlichen Bewegung stieg erheblich – die Grob- und Feinmotorik wurde dadurch aktiviert, und darüber hinaus wurden geistige und sprachliche Fähigkeiten gefordert und trainiert
- Soziale Interaktionen verstärkten sich sowie die Bereitschaft zur Kommunikation
- Die Menschen öffneten sich leichter und wurden zugänglicher für unterschiedliche Maßnahmen und Therapieformen⁷²

⁷¹ Charlotte Hübsch, vgl. nach Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, S. 191f

⁷² Vgl. nach Röger-Lakenbrink 2010, S. 88

8. Reflexion

Bindungsverhalten ist bei jedem Menschen aktiv, auch wenn dieses mit Verhaltensauffälligkeit bzw. –Störungen einhergeht. Affektive Bindung einzugehen ist charakteristisch für den Menschen. Jedoch gelingt es uns als Sozialarbeiter nicht immer zum Klienten eine Beziehung aufzubauen, da wir oft durch unsere Person bestimmte und bekannte Bindungsmuster bei dem Jugendlichen hervorrufen, die ihn in gewisse Verhaltensmuster zu uns als Bezugsperson versetzt, die keine stabile Bindung zu Betreuern und andere Personen in ihrem Umfeld zulassen. Diese Bindungsmuster gelten zu durchbrechen und in einer geeigneten Methodik den Jugendlichen neue Wege einer sicheren Beziehung zu zeigen.

Es besteht die Möglichkeit, durch die bestehende Du-Evidenz, die partnerschaftliche Beziehungen zwischen zwei Individuen beschreibt, dass Hunde therapeutisch und pädagogisch helfen können. Dem Klienten fällt es wesentlich leichter sich auf den Hund einzulassen, da er nicht fragt, wer er ist, sondern einfach nur spürt, dass er ist.

Die ursprüngliche sowie simple nonverbale Kommunikation hat eine Basis ohne Worte, ohne sich zu erklären, was der Jugendliche zwanglos akzeptiert. Mit dieser Beziehung erfahren Klienten sichere Bindung und Beständigkeit. Zu dem fördert diese ihn in emotionalen, geistigen und lebenspraktischen Bereichen. Darüber hinaus steigert sich die Kommunikationsbereitschaft und der Klient ist zugänglicher für Bindungen zu den Menschen sowie deren Hilfe.

Die Faszination für Tiere, speziell für Hunde begleitete mich seit meiner frühesten Kindheit, bis zum heutigen Tag. Die sozialpädagogische Arbeit, in Verbindung mit meiner Berufsausbildung als gelernter Zootierpfleger eröffnete mir perspektivisch ein weit gefächertes, interessantes Arbeitsfeld. Nicht zuletzt war ausschlaggebend für mein gewähltes Thema, das Schlüsselerlebnis, welches ich mit C. und meinem Hund am Ausflugstag in den Naturpark erlebte. Das und die Feedbackrunde sowie weitere Besuche intensivierten mein Verständnis und Interesse zu diesem Thema.

Ich habe versucht in dieser Arbeit aufzuzeigen, dass die Arbeit mit Tieren im pädagogischen Kontext eine Berechtigung hat und wende diese bereits in meiner aktuellen Arbeitsstelle seit knapp einem halben Jahr erfolgreich an.

Das Thema Arbeit mit Tieren als therapeutische Methodik ist noch ein sehr junges Thema und unterliegt einer ständigen Dynamik und Fortbildung.

Mich faszinieren besonders das breite Einsatzspektrum und die individuellen Herangehensweisen auf die jeweiligen Bedürfnisse des Klienten.

9. Quellenangabe

Aquin, T. von: Der große Brockhaus. Bd. 22. 18. Aufl. Mannheim 1993

Bowlby, J.: Bindung (1987). In: Grossmann, K.E./Grossmann K. (Hrsg.): Bindung und menschliche Entwicklung. Stuttgart 2003

Bowlby, J.: Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Stuttgart 1980

Brisch, K.H.: Bindungsstörungen. Von der Bindung zur Therapie. Stuttgart 2009

Flammer, A.: Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung. 4. Aufl. Bern 2009

Greiffenhagen, S./Buck-Werner, O.: Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. 3. Aufl. Nerdlen 2011

Levinson, B.M.: The Dog as a „Co-therapist“. In: Mental Hygiene. 46 (1962), S. 59ff

Prothmann, A.: Verhaltensmuster psychisch auffälliger Kinder und Jugendlicher in der tiergestützten Therapie – eine Interaktionsanalyse. Leipzig 2005

Röger-Lakenbrink, I.: Das Therapiehundeteam. Ein praktischer Wegweiser. 4. Aufl. Nerdlen/Daun 2010

Teutsch, G.M.: Soziologie und Ethik der Lebewesen. Eine Materialsammlung. Frankfurt 1975

URL 1: http://initiative-mut.de/therapie_gesch.html [Stand 04.06.2012]

URL 2: <http://www-app.uni-regensburg.de/Fakultaeten/PPS/Psychologie/Grossmann/?Forschung:Bindungsforschung> [Stand 11.06. 2012]

Weidenhammer, C.: Die Bedeutung von Bindungssicherheit im Kontext von Bildung. 2011